

(Nachdruck verboten.)

11]

## Marusia.

Von W. G. Korolento.

„Die Jakutische Wache. Sie müssen gehört haben, daß die Tataren wieder zu Gast kommen. Wenn wir jetzt an die schmale Stelle kommen, wo die Furt ist, können uns leicht ein paar Schrotkörner entgegenfliegen.“

Er lachte gutherzig und lustig auf. Aber als wir an die Furt kamen, empfingen uns keine Flintenschüsse, sondern eine Stimme rief laut meinen Namen.

Wir blieben wie angewurzelt stehen.

„Gottes Wunder,“ lachte der Pole, „was ist das? Sie müssen hier Freunde haben.“

Auf dem dunklen Fluß wurde die Silhouette eines Reiters sichtbar, der die Furt durchritt und ein zweites Pferd am Zügel führte. Er kämpfte siegreich gegen die starke Strömung, und nach einigen Minuten erkannte ich Stepan und meinen Flüchtlings Sierow.

„Ich habe ihn an der Furt aufgefangen,“ sagte er, auf mich zukommend, „gerade als er das Ufer betreten wollte. Ich habe gleich erkannt, daß es Ihr Pferd ist und dachte, Sie würden bald herkommen, sonst hätte ich es Ihnen bei Tagesanbruch gebracht.“

Ich drückte ihm warm die Hand und sagte: „Ich dank' Euch, Stepan!“

„Aber das ist ja gar nicht der Rede wert! Aber wer ist das?“ fragte er plötzlich und beugte sich im Sattel vor, um das Gesicht meines Begleiters zu sehen.

„Ein Diener Gottes in menschlicher Haut,“ antwortete der Masur lustig. „Bin mit dem da mitgeritten, dachte, wenn Gott will, sind' ich mein Pferd auch wieder.“

„Ah! Euch ist auch ein Pferd fortgelaufen? Schon lange her?“ fragte Stepan etwas zerstreut.

„Vor zwei Jahren während der Heuernte ist mir das elende Vieh weggelaufen und es soll sogar einen Reiter mitgenommen haben. Das Pferd, na, also Gott sei mit ihm, aber wenn ich nicht noch mal für den Reiter einstehen muß.“

„Wie kommt Ihr jetzt hier her Stepan?“ fragte ich, um den Witz meines Begleiters, die mir unter den gegebenen Verhältnissen durchaus nicht am Platze erschienen, ein Ende zu machen.

„Ich hatte Geschäfte bei den Jakuten,“ antwortete er ausweichend und führte sein Pferd ins Wasser, ohne meine weiteren Dankesworte anzuhören. Wir machten Kehrtum, den wiedergefundenen Sierow am Zügel führend.

„Was manchmal Menschen für Glück haben!“ begann mein Begleiter wieder in demselben Tone: „Könnte ich nicht auch in die Wande aufgenommen werden?“

„Was wollen Sie sagen? In was für eine Wande?“

„Nun ja, also begreifen Sie denn nichts? Wozu ist der Stepan denn hier? Glauben Sie, er hält Wache, ob Ihr Pferd vielleicht kommt?“

Seine Bemerkung berührte mich sehr unangenehm. Plötzlich blieb Bekarsky, der ein paar Schritte vor mir ritt, wie lauschend stehen.

„Was giebt's?“ fragte ich.

„Ach, hol's der Teufel!“ sagte er, „ich habe keine Lust zu einer Begegnung in diesem Winkel.“

„Ja, wem wollen Sie denn hier begegnen?“ fragte ich ungeduldig.

„Und wen erwartet Ihr Freund denn an der Furt? Und warum war denn Abrams Pferd heute den ganzen Tag angebunden und Abassows und Achmetows und Saischalows?“

„Mit Abram ist Stepan im Streit.“

„Ja, freilich, sie streiten miteinander und dann stehen sie alle zusammen.“

Unwillkürlich regte sich auch in mir ein leiser Zweifel, namentlich als wir an einer andern Stelle hielten, und mein Begleiter sehr bestimmt sagte:

„Sie reiten über die Felsen, sie wußten, daß wir unten sind.“

Wirklich hörten wir über uns auf den Felsenvorsprüngen das Krachen von Zweigen und das Klappern von Pferdehufen.

## IX.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, kam mir das nächtliche Erlebnis wie ein Traum vor. Doch ein Blick auf den Sattel, der in der Mitte der Stube lag und die nassen Oberkleider führten mich in die Wirklichkeit zurück.

Ich zündete mir eine Cigarre an und streckte mich behaglich aus. Die Fenster Scheiben waren dicht mit Schnee bedeckt, aber ich merkte doch, daß es heller geworden war. Draußen bellte mein Hund, und als ich in meine dicken Filzschuhe fuhr und ihm öffnete, sprang er freudig an mir empor und legte dann zärtlich die kalte Schnauze auf den Rand meines Lagers, als wenn er mich daran erinnern wollte, daß auch er an der nächtlichen Exkursion teilgenommen hätte. Im Hof wieherte mein Pferd, das ich zur Strafe an einen Pfahl gebunden hatte.

Ich war in einer hellen, fröhlichen Stimmung und dachte mit einem gewissen Stolz daran, wie ich den Gefährten von meiner Arbeit für das allgemeine Wohl — denn das Pferd gehörte uns allen gemeinschaftlich — erzählen wollte. Aber bald stieg etwas in mir auf, das meine gute Laune verschlechte. Wie eine kleine böshafte Schlange war es, sie zischte und biß und erinnerte mich fortwährend an etwas Trauriges, Elsthaftes.

Ja! Und diese Sache mit Stepan, fiel es mir plötzlich ein, und meine Freude verschwand.

Sollte Bekarsky wirklich recht haben? dachte ich mit einem Gefühl der tiefsten Niedergeschlagenheit. Hat Stepan mir wirklich nur den Dienst erwiesen, weil er die Tataren erwartete. Hat er es in seinem kleinen Reich nicht länger aushalten können, und hat die prosaische Tugend seiner Marusia, die er einst in einer Sphäre, die ihm mehr zusagt, gefunden hat, und der unerträgliche Timocha ihn nicht länger zurückhalten können? Wollte er wieder ins Leben hinausgehen und frische Eindrücke sammeln? Absonderlich war das nicht. Hatte doch sogar dieser kleine nächtliche Ausflug auf meine Stimmung wie erfrischend und neubelebend gewirkt. Es ist so einsam und öde im Winter dort draußen.

Aber was wird Marusia jetzt thun? dachte ich weiter. Wie wird sich ihr Leben entwickeln? Wird es stürmische Szenen dort draußen geben oder demütige Thränen? Veröhnung oder Unterwerfung oder vielleicht gar eine Trennung? Wird sich das stille Häuschen am See in die Schatzkammer und den Pferdestall einer organisierten Diebsbande verwandeln? Und was wird Timocha thun? Wird er fortziehen oder seinen Geschäften nachgehen, ohne sich um die Wirtsleute viel zu kümmern? Und es kann ja nicht lange dauern, bis das Ganze der Regierung in Jakutsk zu Ohren kommt, und dann beginnt für das Paar die alte Geschichte: Lange Märche unter Bewachung oder in Ketten, und dann das Gefängnis und schließlich die Flucht. Und das Häuschen am See wird zerfallen und auf den Gemüsebeeten wird das Unkraut emporschließen, wie in den Gärten, die man vor Jahr und Tag auf Befehl des Gouverneurs angelegt hatte.

Ich hörte Schritte im Fluß, ein frischer Luftzug blies durch die offene Thür und Bekarsky trat ein. Sein Aeußeres erinnerte ein wenig an einen Zwerg; er war nicht groß, aber der Kopf war stark entwickelt und von einem dichten blonden Bart umrahmt, die Spitzen des starken, ungeheuer abstehenden Schnurrbartes sahen wie zwei Hefel aus. Seine grauen Augen funkelten, ein gewisser weicher Humor und ein ungeheures Wohlwollen strahlten aus ihnen.

„Also stehen Sie auf,“ sagte er lachend, „und machen Sie mir Thee, Sie sollen was Neues zu hören bekommen!“

„Was giebt's denn?“

„Ja, was giebt's denn? Die ganze Niederlassung ist auf den Beinen! Schreckliche Aufregung!“ Er schüttelte die letzten Schneeflocken von seinen Kleidern und fügte lachend und mit den Augen zwinkernd hinzu:

„Passen Sie auf! Die Tataren werden jetzt sagen, Sie seien an allem schuld. Ich bin nicht dabei gewesen, merken Sie sich das.“

Dann erzählte er mir die Nachricht, die sich wie ein Blitz durch die Niederlassung verbreitet hatte. In der Nacht hatten

die Tataren einen kühnen Raubzug in die Gölte eines wohlhabenden Jakuten unternommen. Sie hatten dabei denselben Weg gehabt wie wir. Sehr oft wußten die Jakuten im Vorhinein von solchen Ueberfällen der Tataren, aber gewöhnlich gelang es diesen, die Aufmerksamkeit der Feinde in eine falsche Richtung zu lenken. Dieses Mal hatten sie die Gegner wirklich gerüstet gefunden. Als sie die Pferde versteckt hatten und sich vorsichtig der Scheuer näherten, wurden sie mit zahlreichen Flintenschüssen empfangen und gleichzeitig bemächtigte sich eine andre Schaar von Jakuten der tatarischen Pferde. Im Handgemenge, das nun folgte, ließen sich zwar die Jakuten zurückdrängen, aber zwei Pferde und noch dazu die besten, blieben als Siegesbeute in ihren Händen. Bei Morgengrauen waren die vier Tataren, je zu zweit auf einem Pferde, niedergeschlagen in die Niederlassung zurückgeführt.

Auch Abram Schmetjanow war darunter gewesen. Der braune Hengst, auf den er besonders stolz war, weil er der beste Renner in der ganzen Umgegend war, fehlte jetzt auf einem Hofe.

Wie ein gestörter Ameisenhaufen wogte die Niederlassung durcheinander. Die Thüren der Hütten schlugen den ganzen Tag auf und zu, Nachbarn und Nachbarinnen kreuzten von Hof zu Hof und hier und da hörte man die Tataren laut schimpfen. Die tatarische Einwohnerschaft der Niederlassung war sehr zahlreich und eigenartig zusammengesetzt. Kirgisen und Kalmücken waren darunter, Atjchinsker Tataren aus den asiatischen Steppen und die alten Einwohner des Irkutsker Gouvernements. Sie alle hatte der leidenschaftliche Hang zu Raubzügen, eine Leidenschaft, die die Kultur noch nicht hatte überwinden können, hierher gebracht, und die Religion und Not hielten sie zusammen; aber auch unter ihnen gab es Feindseligkeiten und Spaltungen. Jetzt, nach diesem unerwarteten Ereignis, zeigte sich die Demoralisation in furchtbarer Weise. Sie überschütteten einander mit Vorwürfen und Verdächtigungen und nannten sich gegenseitig Verräther, sie konnten es sich nicht vorstellen, daß die feigen, schwerfälligen Jakuten selbst die Initiative ergriffen hatten.

„Und wissen Sie was?“ sagte Bekarsky nachdenklich, während wir unsern Thee schlürften: „Lassen Sie vor der Hand nichts von Stepan verlauten.“

„Warum? Denken Sie an eine ernsthafte Untersuchung?“

„Ach was, Untersuchung! Aber schweigen Sie!“

Und er fügte lachend hinzu:

„Diesem Gerechten mußte ich jetzt eigentlich eine Kerze weihen. Ich habe ihn gestern vielleicht beleidigt.“

„Sie denken also, daß...“

„Glauben Sie denn wirklich, die Jakuten haben das allein gemacht? Niemals! Jemand hat sich an ihre Spitze gestellt.“

Von diesem Tage an waren die Jakuten wie verwandelt. Der ersten tatarischen Niederlage folgten noch andre. Zweimal schleppten die Jakuten gefangene Tataren vor Gericht, und oft folgten sie ihren Feinden dicht auf den Fersen und erbachten dann klare Beschuldigungen und Beweise. Nach dem ersten Mißerfolg waren Abram und seine Freunde des Nachts auf den Schauplatz ihrer Niederlage hinausgeritten. Sie hatten im Dunkeln mit den Häuten gedroht und die Auslieferung der beiden Pferde verlangt. Aber man hatte sie bloß eingeladen, näher zu kommen. In der nächsten Nacht wagten sie sich nicht mehr hinaus.

Verstreute tatarische Familien, die sich im Jakutengebiet angesiedelt hatten, verließen freiwillig ihre Wohnstätten und flüchteten in die Niederlassung. Die Jakuten, die früher schon vor dem bloßen Namen der Tataren Angst gehabt hatten und tatarische Kolonisten unterjochten und ihnen sogar Grund und Boden zuwiesen, entzogen ihnen jetzt jede Hilfe, so daß auch ganz friedliche Tataren, die nur in Folge der zweideutigen Haltung ihrer Stammesgenossen den Haß der Jakuten auf sich lenkten, schwer leiden mußten. Zu dieser Zeit zeigte mir Abram den schwer heimgesuchten Metullah.

Uebrigens zeitigte diese Wendung der Dinge auch noch andere schwerwiegende Resultate. Früher hatten die Tataren geraubt und geplündert, aber niemand erschlagen. Jetzt waren sie zu allem bereit, und bei den nächstlichen Streifzügen gab es oft auf beiden Seiten Verwundete. Eines Tags kam Bekarsky mit fauerlicher Miene zu uns, er zog mit komischer Tragik seine Mühe und machte uns eine lächerlich tiefe Verneigung.

„Können Sie Ihren Freund nicht irgendwie zurückhalten?“ fragte er, sich an mich wendend.

„Wie meinen Sie das? Welchen Freund?“

„Den jakutischen General! Früher zogen die Tataren gegen die Jakuten, jetzt fangen sie an, in der Niederlassung zu arbeiten. Und wir sitzen hier unter ihnen wie Mäuse in der Falle. Heut' nacht sind zwei Speicher erbrochen worden.“

Einer von den beiden erbrochenen Speichern gehörte dem Postmeister. Unre Niederlassung bildete die letzte Station des Postwegs, und die Post kam einmal in zwei Wochen. Das „Amtsgebäude“ sah elend genug aus. Aber der Postmeister war doch eine Art Beamter und bei besonderen feierlichen Anlässen trug er sogar einen kleinen Degen. Zwar, was die Unantastbarkeit der Postgüter anbelangt, so war seine Moral ziemlich eigenartig; er betrachtete es, zum Beispiel, als sein gutes Recht, Goldrubel, die man den Verschickten oder den Stoppen aus Rußland sandte, in Papiergeld umzutauschen. Aber er war ein tugendhafter Mensch und nach dem Diebstahl in seinem Speicher schickte er sofort einen Boten in die Stadt.

Stepans Name ging von Mund zu Mund, trotzdem Bekarsky kein Schwäger war und ich überzeugt bin, daß er niemand außer uns seine Gedanken anvertraut hatte. Sogar die Kinder auf der Straße spielten schon Tataren, Jakuten und Stepan, und bei den Kalmücken erzählte man sich an den langen Winterabenden Wundergeschichten von dem heiläugigen Russen. (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Ich will nicht prophezeien; denn da behält man immer Unrecht. Aber ich habe doch den Argwohn, daß wir mit dem nunmehr auch von den härtesten Kopfrechnern zugestandenen endgültigen Ende des 19. Jahrhunderts das Letzte Weihnachtsfest feiern.

Das wird, um es gleich vorweg zu nehmen, nicht die Schuld des Weihnachtsmanns sein. Der bleibt, wie ich schon neulich mitteilen konnte, der Sache — er sagte neulich wütend: „dem Schwindel“ — schon diesmal fern. Er hat sich inzwischen nicht eines Schlechteren befonnen und hat in einem Rundschreiben sein lebhaftes, aber heuchlerisches Bedauern ausgesprochen, daß er nach Lage seiner Amtsgeschäfte nicht im Stande sei, dem schönen Feste beizuwohnen. Ungleich bittet er, das ihm erwiesene Wohlwollen gütigst auf den Berliner Weihnachtsmarkt übertragen zu wollen. Der gute alte Herr scheint also nicht zu wissen oder nicht zu wünschen, daß die Großbargare inzwischen die Mission des Weihnachtsmanns — allerdings gegen Barzahlung — übernommen haben. Die eigentliche Ursache seines Grolls und seiner Menschenscheu aber liegt wohl darin, daß man in unsrer aufgeklärten Zeit von König nicht mehr an ihn glaubt. Schade drum! Wir haben eine Illusion weniger. An die Stelle der harzduftigen und jämmerlichen Phantasie bärbeißiger Götter tritt die ziffermäßige Einsicht in die raffinierten Grausamkeiten des Produktionsprozesses, in dem Millionen zum halben oder ganzen Tode verurteilt werden, damit ein paar Glückliche frei und reich davon kommen. Ich traure wehvoll über dies Verschwinden einer lieben Märchengestalt, auf die Gefahr hin, von den ernsthaften Kollegen im lokalen und politischen Teil des „Vorwärts“ wegen Verbreitung unheimlichen Aberglaubens aus der Partei ausgeschlossen zu werden.

Indessen, es ist eben nicht die Kunst des Weihnachtsmanns, an dem das Christfest sterben wird, nebst allen Herzen, Fächeln, Pfefferkuchen, Trömmeln, Kuppen, Bilderbüchern und Karpen. Es droht ihm eine größere Gefahr: die Judustrie will eine ernsthafte Agitation gegen die Feier entfalten. Ich zweifle nicht, daß der Bundesrat sich den wohlwollenden Gründen der Industrie nicht widersetzen wird und alsbald durch einen Gesetzesentwurf das Verbot des Weihnachtsfestes anordnet wird und dann werden wir die Herren Pastoren von den Stanzeln gegen die gottlosen Orgeln der Weihnachtsauschwülfungen und Verschwendungen weiten hören.

Herr H. A. Bued, der Kommandant des Reichsschiffs, hat in einem schönen und tiefdurchdachten Staatsstück all die schweren Bedenken der Industrie gegen das Weihnachtsfest im Namen des Centralverbandes gutachtlich zusammengestellt, und am heiligen Abend wird der Graf Potjomowsky das Atteststück unter dem Weihnachtsbaum finden. Es hat aber den folgenden Wortlaut:

„Seit gerammer Zeit beobachtet die Industrie mit wachsender Besorgnis die schlimmen Wirkungen des sogenannten Weihnachtsfestes, die es in nationaler, politischer, wirtschaftlicher Hinsicht anstößt. Es ist eine vollkommene Verleumdung der wirklichen Interessen der Industrie, wenn man zu Gunsten der Fortübung dieses gefährlichen und unsinnigen Brauchs auf die mannigfachen Anregungen hinweist, die die Industrie aus der zu dieser Zeit in die Erscheinung tretenden gesteigerten Kaufkraft empfängt. Die Industrie hat vielmehr umgekehrt das Interesse an einem regelmäßigen, gleichmäßig auf einer gewissen Höhe sich haltenden Geschäftsgang und hat nur Schaden von plötzlichen Springfluten der Nachfrage, denen nur eine um so tiefere Ebbe folgen muß. Außerdem giebt es Mittel,

um das Weihnachtsgeschäft über das Jahr gleichmäßig zu verteilen. So könnte man z. B. an sämtlichen Geburtstagen der Bundesfürsten und ihrer direkten Nachkommen eine allgemeine Geschenkspflicht einführen, und es wäre leicht, der Unzuverlässigkeit kleiner und minderwertiger Einzelpersonen dadurch abzuwehren, daß sich die Massen unter Führung der Unterehmer in größeren Verbänden zusammenschließen, die dann mit vereinten Kräften einen angemessenen Tribut an die Höfe entrichten. Auch würde sich das Sedanfest dazu eignen, daß an diesem Tage sämtliche Angestellten ihren Chefs und sämtliche Beamten ihren Vorgesetzten entsprechende Zeichen ihrer Dankbarkeit widmen. Auf die Weise kommt Sinn und Ordnung in die Geschenkfeier, wir erhalten die Gewähr, daß die Gaben stets nur würdige Personen treffen und die Industrie sowie der Handel erhält die Aufträge in größerer Regelmäßigkeit und Stetigkeit, abgesehen davon, daß so auch das Maß der Gesamtaufwendungen zweifellos steigen wird. Einen ganz besonderen Anflug sieht die Industrie darin, daß heute gerade diejenigen mit Geschenken bedacht werden, die gar keine Verwendung für sie haben: die Kinder, von denen es ja bekannt ist, daß sie in volkswirtschaftlich äußerst unrationeller Weise die Erzeugnisse der Industrie willkürlich und leichtsinnig zerbrechen und sonst zu Schanden machen.

Diese Einwendungen sind aber verhältnismäßig harmlos gegenüber den fürchtbaren politisch-socialen Schädigungen, die das Weihnachtsgeschäft mit sich bringt. Die Industrie geht nicht so weit, den Kultus des Stifters der christlichen Religion überhaupt zu verwerfen und zu bekämpfen, wenn auch dieser nicht ungefährlich ist. So verdient sich die ehrenwerten Herren der Kirche um die richtige und die Interessen der Industrie fördernde Auslegung jener alten Ueberlieferungen macht, ihr Einfluß ist doch nur gering in den Köpfen der Massen. Ihnen gilt der Stifter des Christentums als ein Revolutionär, der sich gegen alle Obrigkeit und Autorität auflehnte, der die Armen über Gehalt feierte und die Laster des Reichtums und der Reichen in geradezu aufreizender Weise aufbaute. Welchen Einfluß eine solche einseitige Auffassung auf die Halbgelbten und den Pöbel haben muß, bedarf keiner Erörterung. Und nur die Rücksicht auf die anerkanntwertigen Bemühungen der Geistlichen bewegt die Industrie, ihre diesbezüglichen Wünsche einzuweilen zurückzustellen.

Anderes steht es um das Weihnachtsgeschäft. Der notwendige Schutz der nationalen Arbeit erfordert es gebieterisch, daß dieses im Grunde ja auch heidnische Fest sofort und gründlich ausgerottet werde. Ist es schon eine seltene Wirkung, daß Wochen lang durch die Schaustellung glänzender Produkte die Begehrtheit der Nichtbesitzenden aufgeschwemmt und schon das zarte Kindergemüt mit den Dazwischen der Unzufriedenheit und Mißgunst erfüllt wird, so ist der allgemeine Geist des Festes geradezu verhängnisvoll. Ein Blick in die sozialdemokratische Presse, die stets mit besonderer Wärme gerade dieses Fest feiert — der eine Umstand sollte allein den Regierungen zu denken geben — eine ständige Musterung sozialdemokratischer Weihnachtartikel genügt, um die gewissenlose Frustration zu umstürzlerischen Zwecken in ihrer ganzen Gefahr klar zu machen. Der Hinweis auf die allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit, die Betonung des Internationalen, das im Nebelgefühl der Menschheit schweift, und vor allem die den naturgesetzlichen Kampf um Sein, Dasein, den nationalen Bedürfnissen und den Interessen der Industrie gleichermaßen widersprechende Humanitätsduselei der Friedensarbeit müssen in den Revolutionären den Bahn erzeugen und besiegeln, daß sie die eigentlichen Vertreter und Vollender des von den höchsten Autoritäten des Staats anerkannten und verbreiteten Christentums sind. Die Industrie, der Staat, die wirkliche Weltordnung weiß nichts von Gleichheit, Brüderlichkeit, Frieden — in der Ungleichheit, in der Unterwerfung, im Krieg liegt der Fortschritt der Kultur, der nationalen Wohlfahrt und Arbeit, die Sicherung von Thron und Altar. Das Weihnachtsgeschäft aber nährt — entgegen den Thatsachen des realen Lebens — unklare Hoffnungen, utopische Träume und in der Folge unistrukturistische Ideen. Es ist darum eine der dringlichsten Aufgaben der Regierung, diesen von dem Staat selbst gespeisten Born der Revolution auszutrocknen.

Für die Vorbereitung eines diesbezüglichen Gesetzentwurfs stellt der Centralverband der Industriellen gern sein Bureau und seine Beamten zur Verfügung.

Also, Kinder, feiert dieses Weihnachtsgeschäft, als wäre es das letzte. — J. o. c.

## Aus der musikalischen Woche.

In Berichten über musikalische Aufführungen, namentlich über Leistungen von Gesangs- und Instrumentalisten, hört oder liest man häufig Kennzeichnungen der Schönheit oder Unschönheit der einzelnen Töne. Es wird da gesprochen von dem weichen Ton irgend eines Klarinettenspielers, von dem vollen Ton irgend eines Violinisten, von dem großen Ton des einen, dem kleinen eines andern, dem rauhen eines dritten Sängers. Ich fürchte, wir bewegen uns da wohl alle auf einem recht schwankenden Boden, und meine, es thäte eine Festigung unserer Begriffe hier sehr not. Auch in Berichten über bildende Kunst dürfte es nicht viel besser stehen; „weiche Farbgebung“, transparente Lichter u. dgl. m. sind Bezeichnungen, die jedenfalls auf vorhandene Ver-

hältnisse hinweisen, aber uns doch keine Sicherheit darbieten. Bei der wissenschaftlichen Theorie ist wenig Hilfe zu finden. Sie beschränkt sich höchstens darauf, Verschiedenheiten sinnlicher Erscheinungen, also der Töne, Farben usw. festzustellen, die in dieser überhaupt liegen, noch ganz abgesehen von individuellen Tugenden und Untugenden ihres Hervorbringers. Beispielsweise sind mit dem Begriff der Festigkeit weder die physikalische Farbenlehre noch auch die Tonpsychologie genügend verlässlich zurechtgekommen. Die letztere begnügt sich z. B. damit, den höheren Tönen etwas Helles, den tieferen etwas Dunkles, eventuell Dimpfes zuzuschreiben (sogenannte „Sinnesanalogie“). Allein hier muß hinfort hinzugesagt werden, daß verschiedene Säger, ja selbst verschiedene Exemplare einer Instrumentenart „dunkel“ und „hell“ sein können, abgesehen von der Tonhöhe; ja es mögen tiefere Gesangs- und Instrumentaltöne einen helleren Klang besitzen als höhere. Im Gesang kommt noch die Verschiedenheit der Vokale hinzu: ein hohes u ist dunkler als ein tiefes i. Noch mehr: ein und dieselbe Gesangsstimme kann auf einem und demselben Vokal in der Tiefe heller, in der Höhe dunkler klingen. Ein guter Gesangslehrer ist im Stande, die Scala aufwärts zu singen und dabei immer dunkler zu werden („Hören Sie, wie ich in den Keller hinuntersteige?“). In der Tonpsychologie ist auch von Glätte und Rauigkeit der Töne die Rede, insofern der Hauptnachdruck nach manchen — meist eben die tieferen — Töne, durch „Schwörungen“ ihrer „Oberöne“ mit einander, rau oder selbst brummig werden, andre hinwieder ohne diese Störung sich durch Glätte auszeichnen. „Spitz“ oder „scharf“ sind hier im Wesen wiederum die Höhenklänge. Und dergleichen mehr. Unsere Vorkämpfer haben ebenfalls keine besondere Neigung, auf derlei Fragen einzugehen. Sie halten sich in der Regel einerseits an die „Ideen“ und andererseits an die im engeren Sinn so bezeichneten, d. h. zusammengesetzteren Formen und verschmähen das mehr Elementare als das bloß „Sinnliche“, noch nicht eigentlich „Schöne“. So bleibt für den praktischen Kunstbeurteiler nur übrig, sich schlecht und recht auf eigene Faust zu helfen, mit der Gefahr, aus dem Unbestimmten nicht recht herauszukommen, und mit dem hoffnungsvollen Abwarten auf die künftige Herstellung einer auch hier Kunstfertigkeit gebenden psychologischen und ästhetischen Lehre von den Empfindungen. Fachleute vom Gesangsbieten hier noch am ehesten einen Ersatz und eine Aufklärung über laubläufige Mißverständnisse dar. Beispielsweise unterscheidet sich eine Altstimme von einer Sopranstimme oder ein Bass von einem Tenor dem Wesen nach nicht eigentlich durch einen tieferen Tonumfang und eben so wenig durch dunkle gegenüber dem hellen, sondern durch eigentümliche „Dide“ des Tons. Daß aber demgegenüber das Wesen des Soprans und des Tenors in einer „Dünn“ des Stimmklanges liege, das läßt hinwieder unser gewöhnlicher Gebrauch dieses Ausdrucks nicht zu. „Dünn“ ist danach ein Klang vielmehr etwa im Gegensatz zu einem „vollen“, viellecht auch „sanfteren“ Klang; jene Eigenschaft findet sich wohl am ehesten dort, wo aus der Stimme oder dem instrumentalen Ton eines Naturängers oder Naturspielers („Naturalisten“), eventuell eines Anfängers, noch nicht durch die Ausbildung die „Fülle“, der Reichtum an „Qualität“ seines Tones herausgearbeitet ist. Ein so vervollkommener Ton ist selbst im Reifesten wohl auch „tragfähig“ (was sich am besten aus der Ferne, besonders im Nebenraum, erkennen läßt), muß aber noch nicht auch „groß“, geschweige denn „dünn“ sein; er kann zeitweilig „klein“ bleiben. Sedenfalls wird er mit dem Vorzug am ehesten dendes „Kernigen“ verbunden, nicht „leer“, „hohl“, „lingen“. Dazu gehört vor allem, daß er „fest“ ist, daß er „fest sitzt“, nicht schwankt, nicht flackert, besonders nicht „tremuliert“, sondern „gleichmäßig herausgesponnen“ wird, obgleich Kenner zwischen dieser „Eigenschaft und dem „Tremulieren“ (einer oft sehr nachlässig verwendeten Bezeichnung) noch die Eigenart des „Schmetterns“ einschließen und zu den Vorzügen rechnen — eventuell wird selbst auch das „Vibriieren“ gebilligt und vom „Tremulieren“ unterschieden. Haben wir den Eindruck, daß einem Ton gleichsam an einer Seite etwas fehlt, oder gar, daß er „spitz“ ist, so bedauern wir, daß es ihm an „Rundung“ mangelt, meinen damit aber vielleicht nichts andres, als daß er nicht voll ist, obgleich ein Ton, der nichts „Ediges“ hat, sondern „rund“ ist, immerhin auch verhältnismäßig „leer“ sein kann. Vielleicht aber ist mit dem „rund“ bereits etwas gesagt, was wir meinen, wenn wir uns freuen, daß der Ton nicht „rau“ ist. Diesen Nachteil trägt er jedenfalls dann, wenn ihm Ungehöriges beigemischt ist, wenn sich also zum Beispiel jenes „Brummen“ von Oberönen oder gar die Folgen eines unreinen Zusammentreffens nicht ganz gleicher Töne einstellen, oder wenn Geräusche mit zu hören sind — beim Sängen und Klaffen Lufthauche, beim Geigen gar ein „Kraaken“ und dergleichen. Ist ein Ton von all dem in der Hauptsache frei, so begnügen wir uns etwa, ihn „glatt“ statt „rund“ zu nennen; glatt kann auch etwas Flaches sein, und „flach“ sind manche sonst gute Gesangstöne (zumal wenn sie den Vorzug „vorne“ zu sitzen, bis zu einer Vermut an Resonanz übertrieben). Ist ein Ton von allen geräuschhaften Beimischungen völlig frei, so wird er „überirdisch“, „ätherisch“ oder in einem besonderen Sinne „ideal“. Je weniger die Oberöne sich mit hereindrängen, desto mehr nähert sich der Ton ebenfalls diesem Charakter, wird aber zugleich ziemlich „leer“. Im entgegengesetzten Fall, zumal wenn die Rauigkeit, in mehrfachen Sinn des Wortes, die höheren Töne „schill“ oder „schreiend“ macht, liegt ein schwerer Fehler vor. Es ist dies einer der stärksten Gegensätze gegen das

was wir von einem schönen oder wenigstens angenehmen Eindrucks-  
eindruck unter allen Umständen verlangen müssen: die „Milde“. Mild soll jeder, auch der dramatisch leidenschaftlichste Ton sein, mag er nun leise oder stark, schwach oder kräftig, süß oder herbe, sanft und zart oder aber energisch und heftig sein. Sagen wir statt „mild“ „schön“, so ist das hier Gemeinte ebenfalls getroffen, wenn wir nur nicht „schön“ zu enge nehmen, und hinwieder nicht auf höhere als auf solche elementare Eindrücke beziehen. Charakteristisch kann dann ein Klang immer noch sein, in mannigfacher Weise, und er muß dabei nicht nur etwas „Mildes“ charakterisieren.

Dies wären einige ungefähre Andeutungen in einer Sache, in der wir Bestimmteres eben noch nicht als Allgemeingut besitzen. Indessen kann wenigstens jeder Beteiligte, ja selbst Fernerstehende sie selber nachprüfen und zwar zum Teil sogar auch auf andern Empfindungsgebieten: der Geschmack von Speisen, von Cigarren z. B. bietet in gewissen Grenzen Analogien dar, bei denen sich ersichtlich auch mit mehreren von jenen Bezeichnungen operieren läßt. Angeregt wurden wir zu jenen Andeutungen durch die Eindrücke zweier an sich nicht eben bedeutungsvollen Konzerte: durch das der Violin-  
spielerin Juanita Brodmann und durch das des Klavierspielers Edmond Monod. Bei beiden Künstlern gab ihr Ton erfreuliche Gelegenheit, über die besprochenen Vorgänge von Tönen nachzudenken. Der Ton der Geigerin ist „klein“, je nach Bezeichnungssart sogar „schmächtig“, aber in der Regel „solid“, „kernig“, nur selten durch kleine Geräusche getrübt, und anscheinend recht tragfähig. „Mild“ und „weich“ ist er auch, aber vielleicht nicht eben „süß“. Der Ton jenes Klavierspielers ist ebenfalls „mild“ und „rund“ und noch dazu sehr „zart“. Auch „ammutig“ mag er sein, ohne deshalb auch das Lob des „Graziosen“ verdienen zu müssen. Indessen geraten wir damit zum Teil bereits in eine Kritik der Ausdrucksweise des Künstlers hinein. Darüber wäre viel zu sagen; genug daran, daß Monod für Durchschnittsforderungen über dem Durchschnitt des landläufigen Könnens steht. Seine Hervorhebung einer wohl wenig bekannten „Aria“ von Bach (Manuskript auf der Hofbibliothek in Wien) machte uns mit einem durch Verbindung von Melodie, Verständlichkeit und künstlerischem Ernst geradezu wunderbaren Stück bekannt. Für Stücke mit gewaltigen Höhen (selbst in Schuberts „Moment musical“ As-dur) und subtilen Feinheiten (wie Schumanns „Papillons“) müßte der Künstler noch beträchtliche Studien und zwar namentlich auf dem Gebiete der Rhythmik machen. Auch Frä. Brodmann wirkt im Weichen, Lieblichen am besten. Allein mit der Solidität ist es noch nicht gethan. Etwas von einem kühnen, artistischen Schwung könnte ihr nicht schaden, etwas Frische, Ueppigkeit, man möchte sagen: etwas Sündhaftes! Vorläufig, vor einer Vertiefung ihrer Technik und sozusagen ihres künstlerischen Herzens, ist ihr jedenfalls Beschränkung auf das Vorspielen von Stücken anzuraten, die nicht zu viel Gewichtiges enthalten. — Sie spielte mit dem Philharmonischen Orchester unter Rebeckel, der im Eingang die Coriolan-Ouverture von Beethoven vortrug, und zwar so solide, so gleichmäßig, daß der strengste Mechaniker seine Freude daran haben konnte. —

## Kleines Feuilleton.

bl. Der Händler. Bei der Brücke am Museum hatte er seinen Platz. Es war kein angenehmer Platz. Der Wind piff von allen Seiten, und aus dem Wasser stieg es feucht herauf. Es gingen aber viele Menschen hier vorüber. Den ganzen Tag flutete die Masse auf und ab. Das war die Hauptsache.

Aber kalt war es doch, wenn man lange hier stand, — er lief hastig ein paar Schritte hin und her. — Dann zog er das Uhrwerk des kleinen Wechselspiels von neuem auf und setzte es auf die Erde: Gravitätisch folgte der Strauß über den Damm. Der Chinese im Wägelchen drehte seinen Sonnenschirm, der Seehund pagte mit breiten Beinen dazwischen. Es sahen nicht viele Menschen nach ihnen hin. Sie hatten es alle eilig und hasteten vorbei. Sie hatten auch ihre Einkäufe schon gemacht, drinnen in der Stadt in den großen Bazaren, und die, die sie noch nicht gemacht, besahen einfach kein Geld, nicht einmal genug für einen Seehund.

Ja es war ein fauler Tag heute, oberfaul. Der Mann stampfte mit den Füßen, die ihm schon wie abgestorben am Körper hingen. Sieben Groschen eingenommen! — Ausgerechnet sieben Groschen, noch nicht einmal den Einkaufspreis hatte man raus, vom Verdienst gar nicht zu reden und dafür stand man hier den Tag über und hungerte und fror!

Er warf einen verlangenden Blick nach den Kneiven, die drüben in der Burgstraße ihre hellen Fenster aufstakten. Wenn man dort mal rüber könnte! „Ne ordentliche Tasse Kaffee, die mußte gut thun. — So was Warmes in'n Leib und dem 'n halb Stündchen am Ofen sitzen und die Beine lang austrecken — aber nein man ja nicht. — Ja nicht denken so was, — nicht mal denken, — vom Denken zum Thun ist nicht weit, und er hatte das Geld wahrhaftig so lose, um es in den Kneiven zu verbubeln! Energisch drehte er den hellen Fenstern den Rücken und sah nach dem Museum hinüber, da war es dunkel, da kam man nicht in Versuchung.

Der Magen knurrete ihm aber doch. Er schüttelte untwirsch den Kopf. Möchte er knurren, er mußte sich eben gedulden, konnte sich

auch gedulden. In drei Stunden war es neun, dann hörte der Handel auf, dann ging es nach Hause und zu Hause gab es gleich Kaffee, sie heben ihm weichen auf. Also, wozu die Aufregung?

Er drehte sich wieder um und sah fast herausfordernd nach den hellen Fenstern hinüber; mochten die immer glänzen; ihm thaten sie nichts mehr. Dann lachte er plötzlich heiser auf; er dachte an seine Frau. Hatte die große Rosinen im Sad gehabt mit dem Straßenhandel. Der sollte sie rausreißen aus allem Elend, der sollte womöglich noch was übrig lassen zu Weihnachten. Ach ja — Weihnachten! Kuchen — Weihnachten! Mochten die Jöhren froh sein, wenn sie am heiligen Abend 'n Stück Brot in Kaffee stippen konnten; er konnte nichts dafür, daß er schon fünf Wochen keine Arbeit hatte und, daß hier auch nichts zu verdienen war. Was ging sie Weihnachten an? —

Ging es sie wirklich nichts an? Warum ging es sie nichts an? Warum sollten seine Kinder keinen Weihnachten haben? Eine wilde Wit flammte in ihm empor. Da liefen sie alle vorbei mit ihren Paketen. So viel Geld kam unter die Leute, warum nicht etwas auch zu ihm? Warum kauften sie ihm nichts ab? Sie sollten kaufen — sollten — sollten. — Mit heiserer Stimme schrie er in das Publikum hinein: „Man, meine Herrschaften, nehme Se sich 'n Kaiser von China in seine Hofstuttsche! Wer will 'n Kaiser von China und 'n vergnügten Seehund?“

„Hat der 'ne yutzige Stimme!“ sagte eine Dame und blieb stehen. Ihre Begleiterin lachte laut auf: „Er quakt wie 'n Frosch, der heiser ist!“

„'n Froschen der Kaiser von China!“ Der Mann hielt ihr das Spielzeug gerade unter die Nase. „Nehmen Se'n mit, schönes Fräulein, für ihren kleinen Jungen.“

„Pst, wie empörend!“ Die beiden Damen schreckten zurück und eilten weiter. Ein paar junge Leute, die das Ganze mit angehört, schrien auf vor Vergnügen und blieben stehen. „Reißt er?“ fragte der Kleine und zeigte auf den vergnügten Seehund.

„Wenn Du'n ärgerst, schnappt er zu.“ sagte sein Begleiter.

„Ach wo, er is 'n gutes Vieh — nich wahr Sie, — er is 'n gutes Vieh?“ Der Kleine stieß den Händler in die Seite, der fuhr mit einem grotesken Sprung zurück: „Na Sie Männelien — anlassen is nich!“ Dabei humpelte er auf einem Bein, als wäre er durch den Stoß lahm geworden. Die jungen Leute lachten auf, ein paar andre blieben gleichfalls stehen und stimmten in das Gelächter ein.

„Ob er 'n gutes Vieh ist, will ich wissen“ — beharrte der Kleine. Der Händler zwinkerte ihn von der Seite an:

„Na — Fensterladen in 'n Kaffee stippen thut er nich.“

Drüllendes Gelächter.

Der Händler schrie von neuem; 'n Froschen der Kaiser von China! Wer nimmt 'n Kaiser von China mit? — 'n Froschen der Kaiser von China in seine Staatskutsche!“

„Det is zu deier!“ sagte eine Frau.

Der Händler fuhr herum: „Wat? Zu deier? Wenn 'n Willow man so billig kriegte, denn dächt er sich freuen!“

Die Leute lachten von neuem, ein Mann trat vor. „Her mit'm Kaiser von China!“ Der Händler nahm ein Spielzeug aus seinem Tragelorb und wickelte es ein, dann wandte er sich an ein junges Mädchen, das verlangende Blicke auf seine Sachen warf: „Na, Fräuleinchen, was soll's denn sein?“

Die Kleine wies schüchtern auf das Spielzeug: „Geben Sie mir doch einen Seehund!“

„Schön, Fräuleinchen, hier is 'n Seehund — futtern Se 'n jut!“

„Mit Schlagfahne?“ fragte ein Herr.

„Ja, mit Schlagfahne.“ Der Händler nickte und verzog das Gesicht.

Neues Lachen. — Der Händler steckte das Geld in seine Ledertasche, sein Herz schlug. . . . So, man konnte also doch noch Geschäfte machen, es war am Ende doch etwas mit Weihnachten?

Und er fing von neuem an zu schreien, und seine Stimme gröhle und quielte und grunzte in allen Tonlagen und sein Gesicht verzog sich zu immer verrückteren Grimassen.

„Geben Sie mir 'n Kaiser von China!“ sagte eine alte Frau.

Die beiden Studenten, die auch stehen geblieben waren, gingen kopfschüttelnd weiter. Der ältere tippte an seine Stirne: „Etelhaft — wie sich 'n Mensch so zum Zahle machen kann — einfach etelhaft!“ —

## Humoristisches.

— Gefährliche Statistik. Professor der Technologie: „. . . Deutschland erzeugt alljährlich etwa 2 1/2 Milliarden Ziegel. Demnach fallen auf jeden Kopf der Bevölkerung 58 Ziegel!“ —

— Diagnose. „Ich weiß nicht, was das ist, Herr Doktor, mein Mann spricht immer im Schlafe!“

„Ach, gönnen Sie ihm das — er wird wohl bei Tag nie recht zu Worte kommen!“ —

— Angenehme Aussicht. „Bitte, reißen Sie mir den Zahn — ich kann's vor Schmerzen nimmer aushalten!“

„Ja, wenn S' mir den fürchtbar d u n n e n Hals nicht hätten — da derf ma' sehr achtgeben, daß der Kopf nicht mitgeht!“ —

(Zitieg. Bl.)